

NZZ

Henry James – Ökonom der Gefühle

Befiehlt, wer zahlt?

Vor hundert Jahren, am 28. Februar 1916, starb der amerikanische Schriftsteller Henry James. Mit Scharfblick und psychologischem Genie zeigte er auf, was das liebe Geld aus den Menschen machen kann.

von Angela Schader
28.2.2016



Analytiker einer Welt im Umbruch – der Schriftsteller Henry James, fotografiert um 1890. (Bild: The Granger Collection / Keystone)

Kleine Scheidegg, Juni 1869. Nicht nur das schimmernde Panorama von Eiger, Mönch und Jungfrau verschlägt dem 26-jährigen Henry James den Atem, sondern mehr noch das ungewohnte Bergwandern. «Wenn man hier unterwegs ist, schwitzt man das Rhapsodische so ziemlich aus und hat keine Eloquenz mehr übrig», berichtet er seiner Familie in den Vereinigten Staaten. Aber auch finanziell droht dem jungen Mann die Luft auszugehen. «Ich höre, dass Du es teuer findest dort», schreibt ihm seine Lieblingscousine, die aparte und eigenwillige Minny Temple. «Wie viel Geld soll ich Dir schicken? Ich hab so viel. Schreibe mir, wenn Du Zeit hast. Denk daran, wie sehr mich Deine Briefe freuen, & vergiss nicht, dass von all den Fürsten & Fürstinnen (nun ja, sozusagen), die jetzt um Deine Gesellschaft buhlen, niemand Dich so lieb hat wie ich.» Einige Wochen später setzt Henrys Mutter nach: «Nimm Dir die vollste Freiheit, genieße, was immer Dein Geschmack und Deine Neigung begehren, und wir versprechen von Herzen, für die Rechnung aufzukommen.»

Literarischer Schwerarbeiter

Auf fremde Kosten leben wollte Henry James allerdings nicht – im Gegenteil: Von Anfang an hatte er seine literarische Karriere auf die Existenzsicherung ausgerichtet. Er bereiste Europa, [dessen kulturellen Reichtum er früh schätzen gelernt hatte](#), liess sich 1876 definitiv in England nieder und erschloss das Spannungsfeld zwischen Alter und Neuer Welt als literarisches Neuland. Er verfasste Reiseberichte, Rezensionen, Monografien und liess seine Erzählungen und Romane vor der Buchveröffentlichung in literarischen Zeitschriften abdrucken. Im Unterhaltungsangebot der damaligen Zeit hatten diese Publikationen einen beträchtlichen Stellenwert; allerdings nötigte das einträgliche Medium den Autor auch zum Blick auf den Geschmack einer breiteren Leserschaft – dazu, wie James herrlich bissig schreibt, «das Mass am grossen, platten Fuss des Publikums zu nehmen». Zudem verpflichtete die Existenz als freier Schriftsteller zu einer Produktivität, welche – der imposante Umfang von James' Œuvre beweist es – diejenige eines regulären Arbeitslebens weit hinter sich liess.

Henry James war ein literarischer Schwerarbeiter. Aber er aspirierte auch auf den Lebensstil der europäischen «leisure class», in der er sich im Leben bewegte und deren fein gestaffelte Schichten er in vielen seiner Werke erkundete. Er lebte komfortabel, aber nie mit der Unbekümmertheit, die ihm ein solides Finanzpolster verschafft hätte: Die Versuche etwa, sein Einkommen durch das Verfassen von Theaterstücken oder durch eine grosse, überarbeitete und kommentierte Werkedition zu festigen, scheiterten kläglich, und mit der wachsenden Komplexität seines Spätwerks brach auch die breite Leserschaft weg.

Die Bedeutung des Geldes – als erarbeitete Lebensgrundlage, als unverdientes Privileg, als Eichmass einer im Umbruch befindlichen Gesellschaft – war dem Schriftsteller aufs Schärfste bewusst. Er zeichnet das europäische Milieu als eines, dessen moralische und materielle Werte brüchig werden und durch die moderne bürgerliche Gesellschaft, wie sie insbesondere das aufstrebende Amerika repräsentiert, akut infrage gestellt sind. Der wichtigste Grund für Europas Erschöpfung, so schreibt Robert Pippin in seiner Studie «Moral und Moderne: Die Welt von Henry James», sei «ganz unsentimental: das Geld. Europa und das europäische System können sich, historisch gesehen, einfach nicht länger selbst finanzieren, und auch die Kompromisse, die jetzt mit der modernen, produzierenden Klasse nötig sind, können ein Fortbestehen dieser Lebensweise in der Gesellschaft nicht länger ermöglichen.»

Menschen als Marktwert

James zögerte nicht, auch das Gefühlsleben seiner Figuren in den ökonomischen Nexus einzubinden. Drei seiner bekanntesten Romane – «Portrait of a Lady» (1881), «The Wings of the Dove» (1903) und «The Golden Bowl» (1904) – verhandeln Liebesbeziehungen vor diesem Hintergrund. In jedem dieser Werke gibt es ein Liebespaar, das den europäischen Kulturkreis repräsentiert und dessen Beziehung an materiellen Beschränkungen zu scheitern droht oder bereits zerbrochen ist. In jedem tritt eine reiche junge Amerikanerin unwissentlich in diese Konstellation, schliesst Freundschaft mit der Frau, verliebt sich in den Mann; diskret hintergangen oder skrupellos manipuliert, erkennt sie zu spät das Geheimnis der Menschen, denen sie ihr Vertrauen schenkte. Und in jedem dieser Werke dringt die Sprache des Geldes ins Menschen- oder Gesellschaftsbild ein: nur punktuell zwar, doch mit entscheidender Aussagekraft.

Relativ linear scheint «The Wings of the Dove» (dt. «Die Flügel der Taube») das skizzierte Handlungsmuster umzusetzen. Milly Theale, die Heldin des Romans, ist – das deutet schon die klangliche Verwandtschaft der Namen an – nach James' eingangs erwähnter Cousine Minny Temple modelliert. Mit ihr teilt sie nicht nur den ererbten Wohlstand und den kühnen, weltoffenen Geist: Wie Minny, die mit 24 Jahren an Tuberkulose starb, wird auch Milly früh einer unheilbaren Krankheit zum Opfer fallen.

Die junge Frau im Roman weiss, was ihr Arzt meint, als er sie auffordert, sich über ihren Gesundheitszustand keine Sorgen mehr zu machen und einfach zu leben: Es ist, implizit, das Todesurteil. Milly will leben, dennoch. Sie, die «Taube» des Romans, reist nach Europa und begegnet in London ihrem weiblichen Widerpart, Kate Croy; deren Nachname liegt im Englischen nur einen Buchstaben entfernt von dem eines Vogels, der eher dunkle Assoziationen weckt. Kate, attraktiv und klug, aber mittellos, liebt den Reporter Merton Densher, dessen magere Börse und bescheidener Status allerdings in keiner Weise den Erwartungen ihrer Familie entsprechen. So treibt Kate ihren Geliebten an, sich um Millys Gunst zu bemühen, womöglich gar die todkranke junge Frau zu heiraten, um an ihr Geld zu kommen. Ein Plan, dessen Unappetitlichkeit Densher klar ist, dem er aber dennoch Schritt für widerstrebenden Schritt nachkommt – bis Milly von der Intrige erfährt und sich von ihm und vom Leben abkehrt.

Das Szenario wirkt krass. James verleiht ihm Nuanciertheit, indem er es einerseits mit souverän gerundeten Charakteren besetzt und andererseits auch das naheliegende moralische Urteil suspendiert: Am Ende wird Kate – deren Kalkül sich zunehmend gegen sie wendet – vor den Augen des Lesers als die stärkere und innerlich konsistentere Figur dastehen als der sympathische, aber rückgratlose Densher.

Vor allem aber zeigt Henry James seine schöne Intrigantin in einem sozialen Kontext, der ihrem Vorgehen eine Art perverser Plausibilität gibt: Hier werden Menschen und Beziehungen wie Geldeswerte verhandelt und eingesetzt. Für Kates Vater, der sein Vermögen und seine Standesehre auf eine Art verspielt hat, über die man nur hinter vorgehaltener Hand tuschelt, ist die attraktive Tochter «ein manifester Wert»; umgekehrt (und mit wenig Grund) preist er sich ihr ebenfalls als «durchaus distinkter Wert» an.

Kates besser situierte Tante wiederum, die sich des Mädchens annimmt, bedeutet Merton Densher unmissverständlich, dass sie Kate «wie eine Investition» habe schätzen lassen und sie nur an einen valablen

Bieter abgeben werde. Als solchen hat sie den farblosen Lord Mark im Auge, der allerdings vorerst ein ungedeckter Check ist: «Sein Wert war seine Zukunft.» Kein Wunder, dass der geschäftstüchtige Charakter dieser Dame – eine würzige Mischung aus Vulgarität und scharfer Intelligenz – sie in den Augen der Nichte zu einer «Britannia des Marktplatzes» macht. Als Milly Zutritt zu dieser Gesellschaft findet, setzen sie Lord Mark und Kate ungeniert über die vorherrschende Denkart ins Bild: «Niemand hier tut irgendwas umsonst», so der Lord; und «Kate erklärte ihrer lauschenden Freundin: Jeder, der irgendetwas zu geben hatte – und das waren zugegebenermassen nur sehr wenige –, handelte so hart wie möglich darum und strich allermindestens den Gegenwert ein.»

Münze ohne Prägung

In «Portrait of a Lady» (dt. «Porträt einer jungen Dame») entwirft James ein breiter gefächertes und stärker schattiertes Gesellschaftsbild. Isabel Archer, die Heldin, ist schön und selbstsicher, bildungs- und erfahrungshungrig und sieht sich dank einem grosszügigen Legat unvermittelt im Besitz eines stattlichen Vermögens; auch sie gilt als literarisches Nachbild von Minny Temple. Die junge Amerikanerin weist einen Landsmann ab, der sie schon in Boston umwirbt; in England, wo sich ihr Onkel als Bankier etabliert hat, findet sie sogleich zwei weitere Verehrer – den gediegenen Lord Warburton und, als still, weil ohne Hoffnung Liebenden, ihren lungenkranken Cousin Ralph. Auch die Hand des Adligen schlägt die kühne junge Frau zur Verblüffung aller aus; von ihrer neu gewonnenen Freundin Serena Merle sacht gelenkt, gerät sie stattdessen in den Bann Gilbert Osmonds, eines seit langem in Italien lebenden und – im Gegensatz zu Isabels Onkel – gänzlich europäisierten Amerikaners.

Der britische Literaturkritiker James Wood, ein höchst beschlagener Leser, taxiert Osmond als «den furchterregendsten Charakter, den die Literatur hervorgebracht hat»; und Henry James setzt – mit sparsamen, aber effektiv nachhallenden Mitteln – eine motivische Klammer um diese Figur, die Schein und Sein ihres Wesens in eine vielschichtige Geldmetapher fasst. Gleich bei Osmonds erstem Auftritt heisst es: «Er war eine edle Goldmünze, aber ohne Prägung oder Emblem, die sie zum gemeinen Zahlungsmittel gemacht hätte.» Ja, Osmond liebt den Schein des Edlen, doch mit gemeinen Zahlungsmitteln ist er nicht gesegnet; er gibt sich als Kulturmensch, der in kargen Verhältnissen nobel lebt und weit über die Niederungen hinausblickt, wo sich der gemeine Pöbel tummelt. Seine Haltung verleiht ihm eine Aura, die Frauen blendet – nicht nur Isabel, sondern, wie sich weisen wird, vor ihr auch Serena Merle, die seine Geliebte war und ihm ein uneheliches Kind geboren hat.

Die Sorge um dieses Mädchen, das unter Osmonds strenger Zucht aufwächst, ist der eigentliche Grund, warum Madame Merle ihm die vermögende und warmherzige Isabel Archer ins Garn treibt. Osmond aber, der sich nicht nur Isabels Geld, sondern ihr gesamtes Wesen anzueignen hoffte, wird seine Gattin bis aufs Blut quälen, sobald sich bei ihr ein Quentchen eigener Wille zeigt; und er tut dies mit einer Strategie kalten psychischen Terrors, die Edgar Allan Poe alle Ehre machen würde. Sein Beitrag zur Weltkultur beschränkt sich unterdessen aufs gelegentliche Verfertigen von «kleinen, merkwürdigen, elaborierten» Aquarellen. Die letzte Szene, die Osmond im Roman zu bestreiten hat, schlägt motivisch den Bogen zurück zur ersten: Er ist damit beschäftigt, den kolorierten Stich einer antiken Münze zu kopieren – ein kleinliches, unfruchtbares Tun. Ein stimmigeres Siegel hätte James dem verdorrten, nur von fremden Leistungen zehrenden Geist dieser Figur nicht aufprägen können.

Die grausamste Volte des Romans jedoch besteht darin, dass Isabel das Vermögen, das ihr Leben letztlich zugrunde richtet, der verschwiegenen Liebe ihres Cousins verdankt: Ralph hat ihr die Hälfte seines Erbes überschreiben lassen, um der jungen Frau ein Leben in Freiheit zu schenken. Stattdessen muss er mit ansehen, wie sie sich der Eitelkeit und Tyrannei eines Mannes ausliefert, den er – im Gegensatz zu Isabel – auf den ersten Blick als «sterilen Dilettanten» erkannt hat.

Milly und Isabel sind starke Persönlichkeiten, die dennoch um ihres Geldes willen getäuscht und zu Fall gebracht werden und am Ende nicht mehr als eine Art moralischen Pyrrhussieg erringen. In «The Golden Bowl» verteilt James die Karten anders. Maggie Verver, die Heldin des Romans, hat weder Isabels Flamboyanz noch Millys zu Herzen gehende Mischung aus Tragik und Courage; dennoch wird sie sich gegen scheinbar stärkere Charaktere durchsetzen. Charlotte Stant, Maggies Freundin und weiblicher Widerpart, teilt zwar mit Madame Merle die Weltgewandtheit und mit Kate Croy die markante Persönlichkeit, doch spielt sie nicht die intrigante Rolle, die diesen beiden zugeschrieben ist. Und schliesslich sind statt einem gleich zwei Männer im Spiel.

Die Eroberung Europas

Maggie ist das einzige Kind eines verwitweten und schwerreichen amerikanischen Geschäftsmanns, der seinen Lebensabend damit verbringt, in Europa Kunstschatze für das Museum zu sammeln, das er in seiner Heimatstadt errichten will. Die junge Frau verliebt sich in einen italienischen Fürsten aus geschichtsbefrachtetem, jedoch finanziell ruiniertem Geschlecht. Sie heiratet ihn, ohne zu wissen, dass er zuvor eine Beziehung mit Charlotte hatte, die an der Armut der beiden scheiterte. Auch Maggies Vater wird, von seiner besorgten Tochter zärtlich dazu gedrängt, nach einiger Zeit nochmals heiraten: niemand anderen als Charlotte, die sich innerlich noch keineswegs von ihrem einstigen Geliebten gelöst hat.

Was Henry James aus dieser Konstruktion entwickelt, ist eine Herausforderung auch für eingefleischte Verehrer des Meisters. Gleichsam unter dem Mikroskop, mit fast schon quälerischer Langsamkeit, faltet er den Prozess der Bewusstwerdung auf, der Maggie an die Wahrheit heranführt. Dabei wird jedoch das Gefühl der Protagonistin, dass sie und ihr Vater die Opfer eines ungleich raffinierteren Paares seien, im Auge des Lesers von Anfang an infrage gestellt. Hier tritt Amerika – auch – als selbstbewusste, von Anmassung nicht freie Macht auf, welche die «Eroberung» der Alten Welt durchaus aktiv betreibt.

So hat Maggie dem Fürsten – der genau wie Osmond einmal mit einer alten Goldmünze verglichen wird – noch vor der Hochzeit in schöner Unbefangenheit klargemacht, was Mr. Verver in ihm sieht: ««Sie sind ein Teil seiner Sammlung», hatte sie erklärt, «eines der Dinge, die nur hier in Europa zu haben sind. Sie sind eine Rarität. Etwas Schönes, etwas Wertvolles. Sie sind vielleicht nicht einmalig, aber immerhin so bemerkenswert und hervorragend, dass es nur wenige gibt – Sie gehören einer Klasse an, über die man alles weiss, Sie sind, was man ein *morceau de musée* nennt.»» Ein Kompliment, das, wiewohl nicht böse gemeint, mit Gift versetzt ist – und in dem ein entscheidender Fehler lauert: Das Wissen über den Fürsten wird Maggie sich erst noch erkämpfen müssen.

Wissen und Nichtwissen werden zum entscheidenden Faktor im folgenden Machtspiel. Maggie zwingt ihren Gatten und Charlotte in einem beklemmenden psychologischen Ringen allmählich in die Knie; als weitgehend stiller, aber machtvoller Akteur steht Mr. Verver im Hintergrund des Geschehens, wobei Henry James die Potenz dieses kleinen, ältlichen, unauffälligen Herrn raffinierterweise nur sichtbar macht, indem er sie auf der Projektionsfläche von Maggies Vorstellungskraft spiegelt. Vor ihrem inneren Auge sieht Maggie einmal den Vater seine Gattin an einem um ihren schönen Hals geschlungenen seidenen Strick führen: Die Szene leitet die gespenstische Inszenierung von Charlottes Untergang ein.

Doch Maggies Triumph ist nicht komplett. Sie wird ihren Mann für sich gewinnen – den nicht minder geliebten Vater allerdings opfern müssen. Und bemerkenswert ist das Bild, in das James ihren Sieg kleidet. Als die Widersacherin aus dem Feld geschlagen ist, Maggie und der Fürst sich in der zutiefst ambivalenten Schlusszene neu begegnen, wird der Eros der Wiedervereinigung auf metaphorischer Ebene schnöde umgemünzt. Maggie hätte meinen können, so heisst es, ihr Mann «strecke ihr den Geldbeutel entgegen, damit sie komme und ihn von ihm empfangen». Bitter ironisch rückt James hier die Machtverhältnisse zwischen Alter und Neuer Welt ins Gleichgewicht. Wenn das bankrotte Europa sich kaufen lässt, so deutet er an, dann hat es allemal noch die Mittel, die damit verbundene Kränkung heimzuzahlen.